

Die Abzocker

Von Jürgmeier

Eigentlich begann ich mich schon für einen regelrecht benachteiligten Menschen zu halten. Irgendwann hatte ich erfahren, wie viel meine Kolleginnen und Kollegen – ich arbeite im Moment unter anderem an einer Berufsschule – verdienen. Tausende, allenfalls sogar Zehntausende von Franken mehr als ich. Jahr für Jahr. Nur weil sie irgendwann irgendwelche Prüfungen abgelegt und die Bedingungen für die Überreichung von Zertifikaten beziehungsweise Diplomen erfüllt haben. Um jetzt die Arbeit zu machen, die mir offensichtlich trotz fehlender Fähigkeitsausweise und Universitätsabschlüsse zugetraut wird. Und dann jeder Monat der diskrete monetäre Hinweis: Du bist es nicht wert. Und das im Zeitalter von Globalisierung und Leistungslohn.

„Ich wollte ja nie reich werden“, wischte ich den Umstand grosszügig vom Tisch, um ihn dann bei jeder sich bietenden oder von mir selbst hervorgekitzelten Gelegenheit zu erwähnen. Irgendwie begann ich tatsächlich, mit mir zu leiden, als ob mir irgendetwas fehlte, ausser Zeit. Aber dann las ich, wie viele Millionen diese durch Verantwortung und Medienschelte eh schon schwer gebeutelten Manager zurückzahlen müssen, und schon fühlte ich mich wie ein kleiner Krösus. Es muss ein schwerer Schlag für die Barneviks & Co. gewesen sein, die sich schon auf ein ihnen gebührendes Alter gefreut haben mögen. Einige werden sagen: „Peanuts für die.“ Aber fünfzig Millionen haben oder nicht haben, das macht gut und gern zwei Sterne aus. Da kann man und frau nicht einfach weiter leben, als ob nichts geschehen wäre. Schliesslich geraten andere schon ins Jammern, wenn ihnen der Lohn um fünfzig Franken gekürzt wird. Da müssten sie sich, klagen sie, eine andere Wohnung suchen und könnten sich im nächsten Herbst nicht mehr auf Cran Canaria nachbräunen lassen.

Natürlich gibt's auch in unserem reichen Land – weltweit sind's sogar Hunderte von Millionen – immer noch ein paar tausend, die noch nie in Crans-Montana waren. Aber die jammern wenigstens nicht über ihre Steuerrechnung und wissen, working poor, dass man und frau mit Arbeit nicht unbedingt den Lebensunterhalt verdienen kann.

Sie gehören zum Frühling wie die Vitaminpillen – die rollenden Äuglein und sich überschlagenden Stimmchen nach Erhalt der obligaten Rechnung des Finanzamtes. In diesen Tagen schnell die Zahl derer, die sich ernsthaft verlumpen sehen, in die Hunderttausende. Als ob die hohe Steuerrechnung nicht absehbare und berechenbare Folge eines hohen Einkommens oder Vermögens wäre, das in unserem immer noch äusserst steuersanften Staat ein Vielfaches grösser sein muss als das, was für gemeinschaftliche Leistungen eingefordert wird. Wer sich über eine hohe Steuerrechnung beklagt, darf sich nicht wundern, wenn er oder sie für reich gehalten wird - zu Recht. So wie wir wissen – ein Barnevik gibt zwar Millionen zurück, aber es bleiben ihm auch Millionen. Es ist, als könnten wir nur nach oben stieren, dahin, wo die Konten platzen, weil die Leute trotz Snowboard aus Palladium nicht mehr ausgeben können, was sie „einfahren“, und deshalb Vermögensberater oder auch –beraterinnen brauchen, um Probleme zu lösen, die den meisten erspart bleiben. Der krampfhaft nach oben gerichtete Blick verursacht nicht nur eine Genickstarre – so dass der Blickwechsel nur noch unter grössten Schmerzen möglich wäre -, der Blick in die Sonne blendet und macht auch blind. Blind für die Realitäten anderer. Blind für Relationen. Da erscheint der Manager, der fünfhunderttausend plus Bonus kassiert, als bescheiden, und ein Wirtschaftsprofessor wertet den Fact, dass der neue Verwaltungsratspräsident der „Swiss“ für diesen (zirka) Sechzigprozentjob eine Million garniert, allen Ernstes als Indiz dafür, dass der Mann, bei diesem Dumpinglohn, nur zweite Wahl sein könne. Mit steifem Hals sehen wir nur noch jene Kolleginnen und Kollegen, die fünf Mal jährlich verreisen, nach Arosa, Venedig, New York, Griechenland und auf die Malediven; ein Armenhüßler, der nur zwei Mal im Jahr die Koffer packt, und mit einem Monatseinkommen von fünftausend Franken lässt sich aus solcher Perspektive nur noch unter der berühmten Brücke leben. „Wir, reich!“ rufen wir entrüstet und deuten nach oben: „Die, die sind reich!“ Und zeigen auf jene, die mit gestrecktem Finger nach oben weisen. Und merken nicht, dass wir längst in der Sonne hocken. Sehen nicht die Vielen, denn – wie der Titel von zwei Romanen des Zwanzigsten Jahrhunderts lautet – „die im Dunkeln sieht man nicht“. Die gehen vergessen, weil sie, Schnee von gestern, in unserer Medienwelt gar nicht mehr stattfinden. Bilder von Kriegsopfern und Hungernden, erklärt der mit vielen renommierten Preisen ausgezeichnete James Nachtwey im oscarnominierten Dokumentarfilm des Schweizer Regisseurs Christian Frei „war photographer“, könnten in den Hochglanzmagazinen und Vierfarbenillustrierten des reichen Nordens immer schlechter platziert werden. Die Inserierenden wollen sich ihre von magersüchtigen Models präsentierten Badekollektionen und von durchtrainierten Körpern propagierten Anti-Aging-Programme nicht durch ein unpassendes Umfeld vermiesen lassen. Und so

muss ich mir die Bilder von Menschen aus Haut und Knochen im Kino anschauen, bevor ich mich mit meiner Freundin am weissgedeckten Tisch in der „Kantorei“ vom Blattsalat zur katalanischen Crème durchschlemme.

Längst habe ich mich wieder ans Essen im Restaurant gewöhnt, nachdem ich mich noch vor ein paar Jahren mit Freunden erst am späteren Abend verabredete. Dass ich es mir im Moment leisten kann, sogar in Zermatt auswärts zu dinieren, basiert auf dem gemeinen Umstand, dass andere in der Stunde nur einen Teil, viele einen Bruchteil dessen verdienen, was mir bei meinen eigentlichen Erwerbsarbeiten aufs Konto überwiesen wird. (Müssten die Leute allerdings für meine Bücher so viel bezahlen, dass mein Stundenlohn dem eines Spenglers entspräche, sie kauften sich für das Geld lieber einen neuen Farbdrucker für ihre Familienföteli.) Dass ich mit einer Teilzeitanstellung als Berufsschullehrer und ein paar anderen Aufträgen meine ökonomisch erfolglose Tätigkeit als Schriftsteller sponsern kann, ist ein aussagekräftiger Hinweis auf die soziale Lage von Schweizer Lehrkräften. Aber was macht die afrikanische Bäuerin, deren Früchte wir als Dekoration des mousse au chocolat für zwölf Franken – die grösstenteils der Schweizer Wirtschaft zugute kommen – serviert erhalten, mit ihren künstlerischen Ambitionen?

Und weshalb schreien wir die Empörung nicht heraus? Die Empörung über den grossen Reichtum da oben, hinter dem, wie Balzac es einmal formuliert hat, immer ein Verbrechen steckt? Weil wir, trotz steifem Hals, ahnen, was hinter uns geschieht? Weil wir wissen – das Verhältnis zwischen uns und denen unter uns ist noch viel empörender als das zwischen uns und denen über uns? Schweigen wir deshalb? Und lassen sie leben? Die Abzocker? Wir Abzocker?